

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 74 (1948)  
**Heft:** 37

**Artikel:** Die Sterne lügen doch  
**Autor:** Knorr, H. / W.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-487697>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# LUGENDOCH

Vignetten: H. Knorr

Das Sprechzimmer Hieronymus Adonis war seit Monaten überfüllt. Die Colombianer drängten sich, um aus seinem, von einem tief-schwarzen Bart umrahmten Munde die Weisheit der Zukunft zu vernehmen. Reiche Kaffeeplantagenbesitzer erkundigten sich nach dem besten Termin für die Verschiffung ihres Kornes zur Newyorker Kaffeebörs. Kaufleute fragten, wann sie große oder kleine Abschlüsse tätigen sollten. Kleine Angestellte wollten wissen, welche Losnummer sie nehmen sollten, um den Haupttreffer für die Weihnachtsslotterie zu gewinnen, und Damen der Gesellschaft saßen neben einfachen Dienstmädchen, um sich weissagen zu lassen, ob der Gatte oder Liebhaber ihnen die Treue hielt. Alles wußte der weise Adoni zu beantworten; auf keine noch so unbedeutende Frage verweigeren die Sterne die Auskunft.

Hochbefriedigt zählte der Astrologe eines Abends wieder den klingenden Erfolg des Tages, ließ die Fünfzigcentstücke auf der Holzplatte des Tisches springen um zu prüfen, ob man ihm keinen falschen Fünfziger untergeschoben hatte und hielt die Pesoscheine gegen das Licht, um ihre Echtheit festzustellen. Da erlönkte, heftig geschlagen, der Klopfer an der Haustür. Die alte, zahnlose Negerin, die Adonis Hausstand verwaltete, ließ einen schmutzigen Indio eintreten, der einen durchdringenden Geruch im Zimmer verbreitete. Adoni ließ seine Kasse schleunigst verschwinden und fragte den Alten nach seinem Begehr.



«Euer Gnaden, verzeihen einem armen, alten Manne, wenn er Euch belästigt. Aber vielleicht brauchen Euer Gnaden einen warmen Mantel. Die Nächte sind kalt hier in Bogotá und Euer Gnaden muß Euer Gnaden kostbare Gesundheit schützen gegen die grimmige Kälte.»

So jammerte der Indio mit seiner weinlichen Stimme. Der Astrologe schneuzte sich kräftig und hielt das Taschentuch vor die Nase, während er nach dem braunen Mantel schielte, den der Alte über dem Arme trug. Wenn nicht alles trügte, war es erstklassige Schneiderarbeit.

«Was soll das Stück denn kosten?» fragte Adoni.

«Wenig, fast gar nichts. Vierzig lumpige Pesos, Euer Gnaden.»

«Zehn», gab Adoni zurück.

«Aber Euer Gnaden bringen uns ja an den Bettelstab», wimmerte der Alte. Fünfunddreißig Pesolein. Mein Söhnlein hat drei Wochen daran gearbeitet. Mein Söhnlein ist Schneider, Euer Gnaden, der beste Schneider von Bogotá.»

«Zehn Pesos und nicht einen Centavo mehr», sagte Adoni mit Bestimmtheit und preßte das Taschentuch fester vor die Nase.



«Dreiwig Pesolein, Euer Gnaden. Für Euch nur dreiwig Pesolein. Ich verdienne nichts daran. Es ist nur, daß mich mein Söhnlein nicht schlägt, wenn ich den Mantel zurückbringe.»

«Zwölf», war das Gegenangebot des Astrologen.

So ging der Handel hin und her, bis Hieronymus den Mantel schließlich für zwanzig gute Pesoscheine erwarb. Der Indio zählte die Scheine genau nach, stopfte sie dann in eine Tasche seiner zerlumpten Hose und verschwand unter Bucklingen und einem Schwall von Dankesworten.

Adoni zog sich das herrliche Schneiderstück an. Es saß wie angegossen. Nicht schnell genug konnte er den steifen Hut aufsetzen und das Haus verlassen. Selbstbewußt schritt er durch die Hauptstraßen der Stadt, die um diese abendliche Stunde kurz vor Sonnenuntergang dicht belebt waren. Das schob sich und ließ sich schieben, redete laut und lebhaft gestikulierend und schien unendlich viel Zeit zu haben. Immer wieder mußte Adoni grüßen, mußte hier und dort einen Augenblick stehen bleiben, um die üblichen Höflichkeitsformeln zu wechseln. Er genoß es, als der berühmte Gelehrte von allen Leuten mit Hochachtung behandelt zu werden. Denn seine Ratschläge waren ja unfehlbar, er täuschte sich nie.

Plötzlich fühlte er sich derb von hinten angefaßt. Unwillig wandte er sich um und sah



einem Unbekannten ins glattrasierte Gesicht, der ihn anschrie: «Sie haben meinen Mantel gestohlen! Sie Lump! Sie Halunken!»

Adoni begriff kein Wort und versuchte sich frei zu machen. Aber die Hand des Fremden hatte eisern zugefaßt.

«Auf der Stelle ziehen Sie meinen Mantel aus, Gauner Siel!»

Der Astrologe war ratlos und schätzte sich glücklich, als aus der Menge, die sich rasch um ihn und seinen Widersacher gebildet hatte, das Gesicht eines Polizisten auftauchte, das ihm seltsam bekannt erschien.

«O, Euer Gnaden», sagte der Polizist, «wie kann ich Ihnen helfen?»

«Nicht ihm sollen Sie helfen!» schrie da der Glatfrasierte. «Mein Mantel ist es, den er gestohlen hat.»

Nachdem der Polizist die erhitzten Gemüter etwas beruhigt hatte, ließ er sich von dem Fremden berichten, wie ihm bei einem großen Fest der Mantel gestohlen worden sei. Dann sagte er:

«Mag sein, daß Sie recht haben. Aber diesen Herrn kenne ich zufällig sehr genau und weiß, daß er den Mantel gewiß nicht gestohlen hat.»

Dankbar blickte Adoni den Polizisten an und erkannte jetzt auch in ihm einen seiner Kunden, dem er vor wenigen Wochen zu einem großen Lotteriegewinn verholfen hatte. Froh, die unangenehme Szene beendet zu sehen, wollte der Astrologe sich von seinem Reiter verabschieden, da begann der Fremde aufs Neue zu tobten und verlangte, daß man



vor den Richter gehe, denn dies sei zweifels ohne der ihm gestohlene Mantel.

So zogen denn die drei zum Richter, der hier in Columbiens Tag und Nacht seines Amtes waltet. Und dort klärte sich die Sache auch sehr rasch auf. Adoni mußte seinen schönen Schneidermantel wieder hergeben, ohne die geringste Entschädigung zu erhalten. Als er sich deshalb bei dem Richter beschweren wollte, sagte dieser achselzuckend:

«Berufsspech, Herr Adoni, Berufsspech. Diesmal haben die Sterne eben selbst ihren Meister betrogen. — Oder sollten Sie gar vergessen haben, die Sterne vor dem Kauf zu befragen?»

W. B.